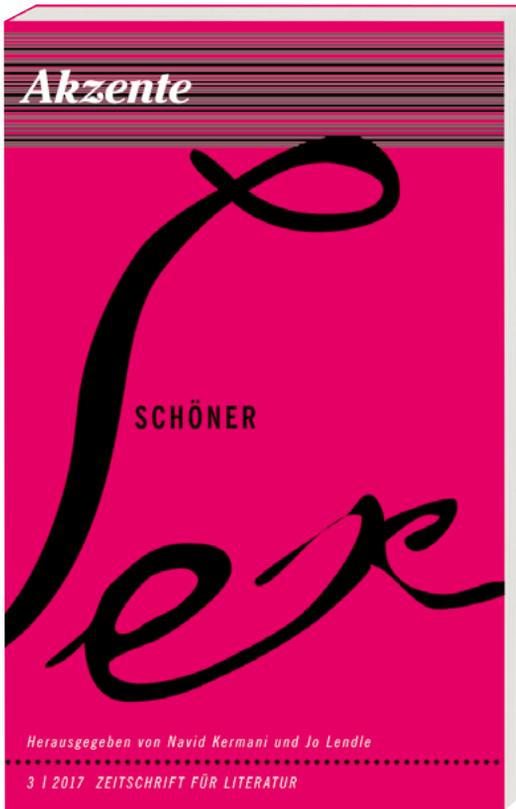


Leseprobe aus:

Navid Kermani / Jo Lendle  
Akzente Heft 3/2017: SCHÖNER SEX



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Carl Hanser Verlag München 2017

HANSER

## Vorwort

Sex in der Literatur, ist das nicht eine Selbstverständlichkeit? Seit Erfindung des Buchdrucks gibt es »Stellen« in den Büchern, ob zum Spannungsaufbau oder zur Triebabfuhr. Verfechter der alten Aufteilung in Schund- und Hochliteratur konnten sich dabei auf eine Unterscheidung stets verlassen: Während die körperliche Liebe im Groschenroman so zuverlässig Befriedigung schenkt, als wäre das alles eine Selbstverständlichkeit, mag es die notorisch ins Nichtgelingen vernarrte Wortkunst gern ein wenig komplizierter. Sie sucht auch in der sexuellen Begegnung das Scheitern. Was würde anschaulicher das Ungenügen der Menschheit unter Beweis stellen als das Fehlschlagen ihrer fundamentalsten Begegnungsform? Ganze Romanwerke widmen sich den unheilvollen Erfahrungen mit der misslingenden Lust. Als wäre das Ganze nicht eigentlich eine Selbstverständlichkeit.

Was für eine epische These: Es gibt keinen schönen Sex. Aber vielleicht verhält es sich in der Beobachtung ja wirklich so. Wo er sich von innen schön anfühlt, ist er von außen kaum anzuschauen. Wer sich die Bilder aus Lars von Triers *Das Fest* vor Augen führt oder Peter Hujars ikonisches Foto *Orgasmic Man*, 1969, das in diesem Jahr den Umschlag von Hanya Yanagiharas Roman *Ein wenig Leben* zierte, der weiß wieder, wie leicht Hingabe ganz anders erscheint, schmerzvoll verzerrt oder lächerlich. Geht das anders? Wir haben gefragt, wie sich heute ironiefrei über das emphatische »Making of Love« schreiben lässt. Was *Schöner Sex* sein kann, ohne dass man dabei an *Schöner Wohnen* denkt. Ob es zweieinhalb Jahrtausende nach dem Hohelied dafür noch Worte gibt.

## Schnell jetzt, hier, jetzt, immer

Wo ist der Sommer,  
der unvorstellbare Nullsommer – wo?\*

Der Junge damals hieß James, und er muss an dieser Stelle, gleich zu Beginn, genannt werden, auch wenn er bis zum Ende nicht wieder auftaucht. Nur – Ende von was? Das ist die Frage. Das Ende jener Geschichte, könnte ich behaupten, die ich mir immer wieder erzähle, ein Ende, das, selbst wenn alle kleinen Paradoxien vermerkt wurden, seltsam erscheint, irgendwie unvollständig. Überhaupt wird James hier nur erwähnt, weil er der ›feste‹ Freund war, einer aus dieser Spezies meist langweiliger, wenn auch gelegentlich ganz netter Jungs oder Männer, die Mütter und sorglose, vernünftige Mädchen gern mit einem zärtlichen Blick voll Dankbarkeit und leichter Verwirrung betrachten. Alle Männer kennen diesen Typ, obwohl keiner von uns zugeben möchte, einer von ihnen zu *sein*, da wir sie nicht nur langweilig, sondern auch zutiefst suspekt finden. Moralisch scheinbar makellos hängt er ethischen Überzeugungen an, die ihm in der Schule oder von älteren Leuten beigebracht wurden, ein System übernommener Grundsätze der Art wie ›richte keinen offensichtlichen Schaden an‹ und ›warum sich aufregen‹, die wir uns (wer immer *wir* auch sind) zu hinterfragen genötigt fühlen. James ist einer von denen, die, sollte er sich »ins Mädchen meines besten Freundes verlieben« (wie Elvis singt), gleich zur Fremdenlegion gehen oder dem väterlichen Import-Export-Geschäft beitreten, um nie wieder gesehen zu werden. Wir dagegen behaupten, in der Liebe wie im Krieg sei alles erlaubt, und preschen – wohlwissend, dass keine Affäre von Dauer sein wird – frohgemut in Gefilde vor, in die Besonnenere sich nicht vorwagen würden.

Meine Hauptfigur – eine sagenhafte Schönheit namens Eleanor, die zugleich erfunden und der einzig *reale* Mensch in dieser Erzählung ist – lernte James in der Schule kennen; damals waren sie beide fünfzehn. Natürlich konnte der nette, langweilige Junge sein Glück kaum fassen, als sie anfangen, ›zu-

\* T.S. Eliot: Little Gidding, in: Vier Quartette / Four Quartets. Berlin 2015, übers. v. Norbert Hummelt.

sammen zu gehen – und in vielerlei Hinsicht ging es Eleanor nicht anders. Das Problem war nur: Ein großer Teil von ihr sperrte sich gegen das vermeintliche Glück. Schließlich war sie erst fünfzehn. Gegen Ende des Schuljahres wogen beide Eltern (grundsolide Arbeiterklasse) bereits das Für und Wider einer Ehe ab – und so glücklich Eleanor auf einen zufälligen Beobachter auch wirken mochte, war sie in Wahrheit doch mehr als bloß ein wenig besorgt. Sie war glücklich, keine Frage, schließlich wüsste sie keinen Grund, es nicht zu sein, und eben das hielt man in ihrer Industriestadt ja für Glück. Jeder aber, der sich ein wenig auskennt, hätte die Warnsignale in ihren Augen aufblitzen sehen können, sooft die beiden Mütter – ihre, eine verwelkte irische Rose, und jene von James, dunkel, kettenrauchend, unsentimental, die sich gern wie Rosie, die Nieterin gab – auf ›die Zukunft‹ zu sprechen kamen. Eleanor lächelte dann, lachte gar und spöttelte, aber sie geriet auch ins Grübeln. Stellte Fragen. Hatte Zweifel. *Ist es das? Habe ich was verpasst? Kann das wirklich schon alles sein?* Und eben darin liegt die Tragik so vieler Leben wie dem von Eleanor: Das war es, sie hatte, und ja, es konnte.

\*

Wie wir wissen, entwickeln Erzählungen dieser Art ein Eigenleben. Man könnte behaupten, sie inszenierten sich auf die eine oder andere Weise selbst. Ist alles gesagt und getan, sind Schauspieler überflüssig. Oder, um Voltaires Erklärung für die Notwendigkeit Gottes abzuwandeln: Wäre zufällig kein Dritter aufgetaucht, hätte man die Geschichte erfinden müssen. Andererseits war es aber wohl unvermeidlich, dass zufällig ein Dritter auftauchte, ist die Welt doch selbst in diesem späten Stadium menschlicher Narretei randvoll mit unglückseligen Romantikern, diesen Geschöpfen, die sich am besten dadurch beschreiben lassen, dass sie, geht es um Herzensangelegenheiten, zu jeder Spielart sexueller oder romantischer Erfahrung bereit sind, solange nur feststeht, dass sie auch wieder endet. In dieser Darstellung nun muss besagter Dritter John genannt werden, womit er als jüngere Ausgabe meiner Selbst erkennbar wird, obwohl ich selbstredend darauf bestehe, dass jegliche Ähnlichkeit zwischen jenem siebzehnjährigen Störfaktor und jeder noch heute lebender Person rein zufällig wäre. Womit ich mich gedrängt fühle, Worte hinzuzufügen, die man für einen ersten Versuch der Selbstverteidigung halten könnte, nämlich dass ich bereits vor Langem so dürftige Zerstreungen

wie die romantische Liebe aufgab und – um spätere Verbitterung, künftige Enttäuschungen oder offenen Zynismus zu meiden – ein Zuschauer des Lebens wurde, ein Teil des Publikums, das angesichts der noch warmen Leichen von Romeo und Julia bereitwillig weint, insgeheim aber davon überzeugt ist, es hätte auch schlimmer enden können. Hätte Julia überlebt, wäre dieses durchaus liebenswerte, doch unerfahrene Paar womöglich zu der schmerzhaften Einsicht genötigt worden, dass es mit der Liebe auf der Bühne weit besser klappt, für drei Stunden, besser jedenfalls als für die Dauer eines langen, unerbittlich fehlbaren Lebens. Keine schmutzige Wäsche, kein Schnarchen, keine beschämende Untreue. Nur darf man nicht vergessen, dass alle wahrhaft Liebenden auch Schauspieler sind. Irgendwer hat das, glaube ich, mal gesagt – Voltaire, Shakespeare, T.S. Eliot? Einer von denen. Keine Ahnung, wer es war, aber geschickt, nicht, wie ich diese bloße Behauptung mit einem goldenen Schimmer von Autorität überzog, nur indem ich behauptete, irgendein Tagebuchschreiber des achtzehnten Jahrhunderts hätte das auch schon gesagt? Was natürlich ein Symptom unserer Zeit ist. Nur die billigen Tricks funktionieren noch.

\*

John war damals, was wir heute einen typischen Einzelgänger nennen. Er begeisterte sich für Tiere und Pflanzen, für die Lyrik von T.S. Eliot, Zugfahrten oder die öffentliche Bibliothek an einem verregneten Mittwochabend, nur Menschen fand er lästig, falls sie nicht gerade beim Raumfahrtprogramm mitmachten. Astronauten, Kosmonauten, die ›Eierköpfe‹ in Houston und Cape Kennedy – sie waren, so brav und anständig sie auch aussahen, seine wahren Seelenbrüder. Für einen Teenager war die Zeit der Gemini- und Apollo-Programme eine herrliche, verstörende Zeit: die Fotos von Ed White, schwerelos im All, die Begeisterung, der Neid, dieses überwältigende Gefühl von Verbundenheit, als White nach der Rückkehr in die Gemini IV sagte: »Dies ist der traurigste Moment in meinem Leben« – um dann, nur Monate später, von der Schule nach Hause zu kommen und in den Nachrichten zu hören, dass White zusammen mit den Astronauten Gus Grissom und Roger Chaffee in der Raumkapsel der Apollo 1 verbrannt war – diese Ereignisse waren in Johns Leben wichtiger als irgendwelche Klassenarbeiten, Jobaussichten oder *die Zukunft*, teils allein schon deshalb, weil John damals gar nicht daran

dachte, jemals dem anzugehören, was Jungen seines Schlags ›das System‹ nannten oder – Buzz Aldrin zum Trotz – ein normaler Bürger zu werden.

Allerdings war er auch nicht gänzlich weltfremd. Mit siebzehn war er bereits mehrere Male ›verliebt‹ gewesen und hatte einige sexuelle Affären auf mehr oder minder übliche Weise erlebt. Dem Erotischen in seiner wirkmächtigsten, reinsten Form begegnete er jedoch erst, als er Eleanor (zum Glück noch unverheiratet) eine Woche vor ihrem sechzehnten Geburtstag kennenlernte. Eleanor zählte damals schon seit einiger Zeit zu den Freundinnen seiner Schwester, doch kam sie gegen Ende jenes Sommers aus irgendeinem Grund öfter zu ihnen nach Hause, zum Mittagessen und nach der Schule, fast jeden Tag. John hat nie erfahren, warum das so war. Vielleicht hatten sich die Mädchen enger angefreundet, nachdem die Dritte im Bunde, Rita, mit ihrer Familie plötzlich fortgezogen war, vielleicht wegen eines Jobs, vielleicht aber auch aus einem anderen Grund, jedenfalls schien sich Eleanor nun ständig bei ihnen aufzuhalten, und im Laufe kaum einer Woche wurde John, der sich anfänglich ihrer Anwesenheit kaum bewusst gewesen war, geradezu besessen von Eleanor.

Besessen klingt viel zu grob und berücksichtigt auch nicht, dass es Johns Interesse an Eleanor war, wodurch er von jener emotionalen Promiskuität kuriert wurde, die ihm bis zu diesem Sommer so zu schaffen gemacht hatte. Vor Eleanor hatte er diverse Sehnsüchte für eine Vielzahl von Frauen in der Stadt gehegt, von Beryl, der Freundin seiner Mutter, bis hin zu den McDermot-Schwwestern, die zwar keine Zwillinge waren, sich aber so ähnlich sahen, dass er es ungalant gefunden hätte, sie nicht beide gleichermaßen zu begehren. Wie gesagt, hatte John auch Geschlechtsverkehr gehabt, mit drei Mädchen und einem je unterschiedlichen Grad an Peinlichkeit und Lust, was ihn lehrte, diese recht vergnügliche (wenn auch zeitweise eher fieberhafte) Aktivität nicht mit der melancholischen Saumseligkeit einer Liebschaft zu verwechseln. Mit Letzterer glaubte er sich auszukennen, hielt sich sogar für einen wahren Kenner. Als jedoch Eleanor auftauchte (Auftritt von links, bedrängt von Hochzeitsplanern) fielen diese Gewissheiten in sich zusammen. Mit Eleanor geschah alles gleichzeitig: Er liebte sie – und er beehrte sie. Doch handelte es sich nicht um jenes berechnende, spielerische Begehren, die ›nimm sie oder lass es bleiben‹-Geilheit der Männerzeitschriften und Badeortpostkarten; im Gegenteil, sein Begehren weckte in ihm eine verblüffende Zärtlichkeit für dieses liebenswerte Mädchen, eine sublimale Zärtlichkeit, der es

irgendwie gelang, reibungslos mit einem wilden, drängenden Verlangen einherzugehen. Er war verzweifelt, verloren, aber am schlimmsten war, dass er – was keinem klugen Menschen je passiert – es ernst meinte. Ich glaube sogar, es gab einen Moment, bloß einen Moment, in dem er Eleanor selbst heiraten wollte, nur um in einem Hotelzimmer in Torremolinos stehen und mit den Fingern langsam dem Mondlicht folgen zu können, um die Bluse abzustreifen, die ihre perfekten ...

Hollala! Breites, freches Grinsen. Wedeln mit einem Flederwisch. Wie *unartig!*

Gerade fällt mir auf, dass ich keinen Versuch unternommen habe, dieses schöne Mädchen zu beschreiben. Ich könnte behaupten, der Grund sei meine Angst gewesen, an dem Versuch zu scheitern, denn wie wollte irgendwer eine derartige Erscheinung beschreiben? Wenn ich das behauptete, würde ich allerdings lügen. Eher ängstigt mich nämlich der Gedanke, das Wagnis könnte gelingen – es gelänge, sie akkurat zu beschreiben und mich somit daran zu erinnern, wie sie *wirklich* gewesen ist. Jeder, der sich an einem solchen Porträt in Worten versuchte, würde gewiss die Aufmerksamkeit auf Eleanors Augen lenken, auf ihre erstaunlichen Lippen, ihren Körper – am Ende aber sähe man sich zu dem Zugeständnis genötigt, dass man bloß einen sehr attraktiven Teenager beschrieben hatte und vermutlich eines künftigen Lesers Frau. Für John aber überstieg Eleanor jede Beschreibung. Darum ging es ja. Sie war die erste *reale* Frau – soll heißen, sie war der erste Mensch, den er je als Frau wahrnahm und berührte, was sie ins Reich des *Mysteriums* entführte. Wie gesagt, bis zu jenem Sommer hatte der Sex einen vertrauten Raum zwischen drängendem Verlangen und wachsender Unzufriedenheit eingenommen, doch als er und Eleanor eines flüchtigen Mittags dann endlich zusammenfanden, war jede Berührung real, zärtlich, Erotik pur – all diese unzureichenden Worte, die in der Jungmännerwelt von *Praline* oder *Playboy* sowie zweifelhafter Umkleideraumgeschichten nie ins Spiel gekommen waren, lebte man doch in Großbritannien, wo sich über Sex höchstens schlappgelacht wurde. Sex war unanständig, demokratisch, vulgär und leicht anstößig – jene Kehrseite von Neverland, in der Nachtschwester Wendy immer feucht und willig ist und Tinkerbells nerviges Benehmen ihr hin und wieder eine ordentliche Tracht Prügel einbringt.

Und es muss festgehalten werden, wie seltsam dies war, denn die Geschichte, die zu jenem Sommertag führte, an dem Eleanor und John schließ-

lich zusammenfanden, kann nur als tapsig und fummelig beschrieben werden. Grotesk gar. John ahnte, dass Eleanor ihm gegenüber nicht so gleichgültig war wie sie tat (nur wieso, das hätte er nicht sagen können), doch wusste er nicht, wie sich diese Ahnung in Taten umsetzen ließe. Wenn sie seine Schwester besuchte, saß sie ihm gegenüber und trieb ihn allein schon damit in den Wahn, dass sie immer wieder ihre Beine kreuzte, ihn mit eigenartigen, halb-garen Bemerkungen köderte oder mit Fragen, die sich für einen Außenstehenden unschuldig anhören mochten, für ihn angesichts der Umstände und des Blicks in ihrem Gesicht aber wie eine Einladung klangen – bloß eine Einladung wozu? John wusste es nicht. Trotz ihrer Sticheleien gehörte Eleanor eindeutig zur Kategorie jener ›netten Mädchen‹, mit denen er aufgewachsen war, und wohl weil ihn diese Erkenntnis nie verließ und immer in seinem Hinterkopf war, wurde jeder klägliche, halbherzige Versuch, sich ihr zu nähern – bei den wenigen Gelegenheiten, bei denen sie nicht durch die Rückkehr seiner Schwester gestört wurden – stracks abgewiesen, meist mit einem Stirnrunzeln, gelegentlich aber auch mit einem wissenden Lächeln. Schließlich gab er es auf, beschloss, sie zu ignorieren und zog sich in jene Melancholie zurück, wie sie immer nur im Sommer aufkommt.

Und dann ...

Es war Juni, kurz vor den Sommerferien, und das Haus leer – die Eltern bei der Arbeit, die Schwester in der Schule –, also blieb John daheim, um libanesisches Gras zu rauchen, das er sich eigens für einen Sommersonntag aufbewahrt hatte. Gras rauchte er gern allein, ihm gefiel das Gefühl der Isolation, das es ihm vermittelte, wenn er jenem ganz allein frönte, was man gewöhnlich doch in der Gruppe tat. Es verstärkte seine Einsamkeit, dieses Gefühl eines Nullsommers, eines zeitlosen, willkommenen Augenblicks in England und im Nirgendwo, im Niemals und im Immerdar. John behauptete gern, die Kombination von Eliots *Die vier Quartette* und einem fetten Klümpchen Cannabisharz, etwa einem Brocken Afghanischer Schwarzer, würde arg unterschätzt, dabei war dies mindestens so gut, wie auf Magic Mushrooms das Raumfahrtprogramm zu verfolgen (was man allerdings, aus naheliegenden Gründen, nie bei einer Live-Übertragung versuchen sollte).

Wie es der Zufall wollte, lag im Wohnzimmer an jenem Tag ein Bettlaken, eine Stoffwiese, die nach gemähtem Gras und frischer Sommerluft duftete, also zog John sein Hemd aus, breitete das Laken auf dem Boden aus, schlüpfte darunter, lag in seiner eigenen weißen Welt und war irgendwie, so versteckt

unter dem Laken, noch stärker allein als zuvor. Es versteht sich von selbst, dass es nicht sonderlich schwer fällt, die Zeit aus den Augen zu verlieren, wenn man an einem warmen Tag unter einem Laken auf dem Boden liegt. John mag also ein wenig weggedämmert sein, nicht in den Schlaf, doch mindestens in hypnagogische Träumereien, weshalb er nicht wusste, dass es schon so spät war, als er die Haustür aufgehen hörte, dann Stimmen – mehr als zwei, vielleicht vier oder fünf – und seine Schwester zum Mittagessen heimkam, das meist nur aus einer Tasse milchigen Tees mit einigen Rich-Tea-Keks bestand. John konnte die Mädchen jetzt deutlicher hören und filterte Eleanors Stimme heraus, ein wenig tiefer und melodischer als die anderen. Er vermutete, dass außer seiner Schwester und Eleanor noch zwei weitere Mädchen gekommen waren: Die eine müsste Carol sein, eine blässliche Kleine mit schütterem schwarzen Haar und schlechter Haut, die andere kannte er nicht. Sie klang laut, überdreht – vielleicht kam sie zum ersten Mal mit, eifrig darauf bedacht, bei allem dabei zu sein. Natürlich war sie es auch, die auf das Laken aufmerksam machte.

»Da ist wer«, sagte sie.

John hörte seine Schwester aus der Küche kommen. »Ach, nicht weiter wichtig«, sagte sie. »Mein bescheuerter Bruder. Ignoriert ihn einfach.«

Die Unbekannte schien nicht überzeugt: »Warum liegt er unter einem Laken?«

Es folgte eine längere Pause, und dann sagte Eleanor: »Vielleicht ist er tot.«

Die anderen lachten. »Vielleicht«, sagte Johns Schwester. »Aber sicher ist er nur stoned. Egal, vergesst ihn. Würde mich nicht wundern, wenn der noch tagelang da liegenbleibt.« John hörte sie zurück in die Küche gehen, als der Kessel zu pfeifen begann; und es klang, als würden ihr die übrigen Mädchen folgen. Hoffentlich. Vielleicht lag es an ihrer Anwesenheit, vielleicht auch nicht, jedenfalls ließ die Wirkung des Dopes nach und er wollte sich noch einen Joint drehen. *Roll another one, just like the other one ...* John gefiel der Gedanke. Alles vollkommen, wiederholbar, unveränderlich und zugleich einzigartig. Wie in diesem Song von Mike Heron: *This moment, it's different from any before it; it's different, it's now ...*

Doch nicht alle Mädchen waren aus dem Zimmer gegangen. Einen Moment später spürte John jemanden zu sich unters Laken schlüpfen, eine Hand tastete sich vor und zuckte zum Glück nicht zurück, als sie seinen nackten

Arm berührte; dann schob sich Eleanor von unten an seine Seite, ihr Körper parallel zu seinem.

»Du bist doch nicht wirklich tot, oder?«, flüsterte sie.

John schüttelte den Kopf. Die Hand, die seinen Arm gestreift hatte, kam nun auf seiner Brust zur Ruhe, und mit einem Mal fand er sich unfähig, auch nur ein Wort hervorzubringen.

Eleanor musterte ihn noch einen Moment zweifelnd, schüttelte den Kopf, nein, schüttelte ihn noch einmal. John schüttelte ebenfalls wieder den Kopf, nachdrücklicher diesmal.

Eleanor lächelte: »Gut«, sagte sie. Und dann küsste sie ihn.

Als nächstes geschah vermutlich so ungefähr alles, was die beiden sich auch nur hätten wünschen können. Unnötig, es zu beschreiben – diese Erinnerung gehört John und, wer weiß, vielleicht auch Eleanor, was auch immer für ein Mensch sie heute ist und wo immer sie nun auch sein mag. Die Ereignisse jenes Tages sollten John jedenfalls nachhaltig verändern, doch wollte man diese Veränderung in Worte fassen, klänge es – nun ja, John hätte wohl *kit-schig* dazu gesagt. Außerdem: Auch wenn dieser Vorfall seine Auffassung von Sex änderte, verstärkte sich dadurch doch das Gefühl, dass, ließe man es zu, bei Anstößigem\* sorglos zu werden und sich mehr davon zu erhoffen, der Wind die Tür zu Queen Mab und ihrem Wohnwagen aufrisse und die Hölle losbreche ...

\*

Vierzig Jahre oder länger ist es jetzt her, dass ich John war, dennoch frage ich mich manchmal, warum diese Erinnerung so sehr mit reiner Erotik aufgeladen ist. Liegt es daran, dass sie von allem anderen unbelastet blieb? Jedenfalls war sie es in dem Moment, was John noch im Moment des Geschehens begriff – und was diese Erinnerung in seinen Augen so kostbar machte, auch wenn das Geschehen dazu verdammt war, nicht von Dauer sein zu können. Als es zur unvermeidlichen Störung kam, huschte Eleanor so leichthin davon, wie sie in Johns weißes Reich eingedrungen war, und soweit er dies sagen konnte, überspielte sie ihre kurze Indiskretion, ohne großes Aufsehen zu

\* Im Original *country matters*. Anspielung auf Hamlet (im Gespräch mit Ophelia), Akt 3, Szene 2.

erregen. Dann war sie und waren alle anderen Mädchen fort, mit Tee abgefüllt und keksgesättigt und so bereit zu einer nachmittäglichen Doppelstunde Geografie, wie sie es nur je sein würden. John blieb still liegen, bis sie endgültig verschwunden waren, dann stand er auf, verharrte noch einen Moment, um die Wehmut zu genießen, die ihn plötzlich erfasste, drehte sich einen Joint, ging zur Musiktruhe und legte *Happy Trails* von Quicksilver Messenger Service auf. Er wusste, er sollte eigentlich nach oben in sein Zimmer gehen – seine Mutter würde in wenigen Stunden nach Hause kommen und sicher das Dope riechen –, aber das war ihm egal. Im Moment war auf der Welt nichts weiter wichtig, nicht nach dem, was gerade geschehen war. Vor allem nicht, als er sich klar machte, dass wohl nichts dergleichen je wieder geschehen würde. Er war davon überzeugt und meinte auch, sich damit abgefunden zu haben – sie wussten beide instinktiv, dass Eleanor bei James bleiben würde, wie sie auch beide wussten, dass John nicht daran dachte, mit irgendwem ›zu gehen‹ und schon gar nicht, irgendwen zu heiraten. Die schlichte Wahrheit lautete: Sie beide spürten, sie hatten diesem Moment das Beste abgewonnen (vielleicht auch nur angenommen), das ihm unter diesen Umständen abzugewinnen war. Ihre einzige körperliche Begegnung war letztlich nur ein flüchtiger Augenblick, und eben das hatte sie so erotisch gemacht. Etwa einen Monat später hörte Eleanor auf, seine Schwester zu besuchen, und John wurde Mitglied in der Heiligen und Alleinigen Kirche LSD.

\*

Man sagt, nur die Liebe breche einem das Herz (jedenfalls hat Neil Young das gesungen), aber ich bin anderer Ansicht. Man muss lange leben, um dies deutlich zu begreifen, doch ist die Liebe das Einzige, das dir nicht das Herz bricht, auch wenn sie, wie eine große Sängerin mal meinte, höllisch wehtun kann. Nur bricht sie dir *nicht* das Herz. Drei Menschen wegen eines Konstruktionsfehlers sterben zu sehen, den man hätte vermeiden können, *das* kann einem das Herz brechen. Die Geschichte der Morde von Fred Hampton oder die von Roky Ericksons Haft und Folter in Heil- und Pflegeanstalten, wo man ihn gegen seinen Willen mit Medikamenten vollpumpte und ihn einer Elektroschocktherapie unterzog – *das* bricht einem das Herz. Aber Liebe? Nein. Aretha hatte sich ihre Worte gut überlegt: *Love hurts like hell*. Ja. O ja. Das auf jeden Fall.

Zu Johns kurzer Affäre mit Eleanor, wenn man sie denn so nennen will, kam es 1972, und die restlichen siebziger Jahre lebte er das Vorgefallene in Gedanken immer wieder durch, oft in expliziteren Szenen, jedoch lange mit geringerer erotischer Wirkung. Die meiste Zeit war er damals »stoned und verpasste es« (ganz wie im alten Song von Dr. Hook). Wie ein irrer Alchemist aber vermengt die Erinnerung ein Geschehen mit einem anderen, nur um zu sehen, was vielleicht dabei herauskommt, weshalb gewisse Momente in der Vergangenheit zu Fixpunkten eines lebenslangen Erinnerungsbemühens werden und all die Gelegenheiten, bei denen Eleanor sich zu mir legte, sie oder eine ihrer Nachfolgerinnen, sich in meinem Kopf zu einem Urmoment verbinden, dem mit der Zeit geradezu mythische Macht zuwächst. (Ich glaube, C. G. Jung hat Ähnliches in einem seiner weniger bekannten Werke behauptet.) Es gab Zeiten, da duftete ihr Körper nach Salbei, ein Geruch, von dem ich nicht einmal wusste, dass ich ihn kannte; dann wieder roch er ganz anders, etwa so, als wären wir gerade vom Strand gekommen, ihre Haut salzig, kleine, weiße Sandkörner in den Falten ihrer Bluse, wenn sie sich auf den Boden legte – und das war vielleicht jenes eine Mal, da wir einschliefen, minutenlang wegdämmerten, vielleicht auch für eine halbe Stunde, um plötzlich aus weindunkler Fremdheit wieder aufzuwachen, leicht benommen, abgekühlt, doch mit dem Verdacht, dass wir, wenn auch nur kurz, einer Macht ausgesetzt waren, die größer als alles ist, was wir bislang zu wissen glaubten.

AUS DEM ENGLISCHEN VON BERNHARD ROBLEN

## Wie man über Sex schreibt

Es geht immer  
dann schief wenn du versuchst  
ihn zu etwas zu machen,  
was er nicht ist

Ein Stoßen, ein Zerren, ein Würgen –  
wir sind nicht im Krieg  
nicht vergessen.

Es geht aber auch  
dann schief wenn du versuchst  
ihn genau zu zeigen  
wie er ist

Hodensack Scham Muttermund  
schon verloren –  
wir sind nicht beim Arzt.

Und sowieso geht es  
dann schief wenn du versuchst  
deine Worte zu adeln  
und dann

gleitet ein Zauberdolch  
in eine Lustgrotte –  
und du kommst da nie wieder raus.

Du musst die Luft darüber abgreifen  
in einem kurzen Moment  
nicht wie ein Spanner  
nur wie jemand, der einen Schmetterling fängt im Netz  
kurz betrachtet  
wieder loslässt  
und wehe der stirbt dabei  
Du perverse Sau.

**Schöner Sex?**

Sex. Was das Wort genau bedeutet, vermag ich nicht zu sagen. Es fiel mir schwer, eine präzise Definition dafür zu geben. Gewiss hat es etwas mit dem Körper zu tun, das erscheint mir unzweifelhaft. Wo der Körper endet, das hingegen ist mir nicht ganz klar. Und folglich auch nicht, was noch als Sex zu bezeichnen ist und was nicht mehr. Um es mit Hilfe einer Analogie auszudrücken: Wenn ich erröte, errötet mein Gesicht, also mein Körper. Die Ursache dafür ist aber keineswegs körperlich. Mangels eines besseren Ausdrucks würde ich sagen, dass sie seelisch ist – wenn ich wüsste, was die Seele ist. Und schon stellt sich die Frage, wo die Grenzen der Seele verlaufen. Sofern sie überhaupt Grenzen hat und nicht von vornherein mit dem Unendlichen, dem Grenzenlosen in Verbindung steht. Und der Körper wiederum mit dem ebenfalls unendlichen Kosmos, dem grenzenlosen Raum, der hier, gleich auf der Oberfläche meiner Haut beginnt. Wenn sich aber Parallelen im Unendlichen treffen, müssen auch die Seele und der Körper irgendwo miteinander verschmelzen. Irgendwo in der Ferne. Oder vielleicht in der Nähe. Oder noch näher. Hier, in mir selbst.

Höre ich also das Wort »Sex«, für sich genommen, wie es übrigens jeden Tag unzählige Male erklingt, habe ich das Gefühl, als würde man ein komplexes Schweizer Uhrwerk zerlegen und danach nie mehr in der Lage sein, es wieder zusammenzusetzen.

Wo soll ich darin also die Schönheit suchen?

Mein erstes diesbezügliches Erlebnis war gar nicht schön. Es ereignete sich Mitte der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Ich war etwa zwölf Jahre alt. Sexzeitschriften kannte man im kommunistischen Ungarn nicht einmal vom Hörensagen. Vom *Playboy* sprach man wie von der Bibel des Teufels. Alles, worauf auch nur der Schatten der Sexualität fiel, galt als eine westliche Seuche. Den Striptease kannte man dem Ruf nach; aber selbst die Rückseite des Mondes schien leichter erreichbar zu sein. Nacktheit war tabu, in Filmen durften sich die Liebenden nicht einmal küssen. Kein Wunder also, dass inmitten dieses Dickichts von Verbotstafeln die Neugierde auf Sex immer bedrängender wurde, was zur Folge hatte, dass man selbst in den verborgensten Situationen auf Spuren des Sex zu stoßen glaubte. Meist nicht ohne

Erfolg. Fassten sich Liebende auf der Filmleinwand an den Händen, ließ sich darin auch ihr nicht gezeigter Liebesakt hineinlesen; ein Bein, das unter einem Rocksaum hervorblitzte, der einige Zentimeter kürzer war, als es sich ziemte, gab Anlass zum nicht enden wollenden Fantasieren; und der Anblick eines schönen Büstenhalters war bereits reine Pornografie. Man lebte in ständiger sexueller Erregung, wovon äußerlich aber kaum etwas zu spüren war. Da herrschte eine künstlich aufgesetzte Ruhe, eine scheinbare Gleichgültigkeit der Sexualität gegenüber. Die Prüderie des Sozialismus war ein echter Nährboden für das pornografische Fantasieren. Kein Wunder, dass die Lust, wenn sie ans Ziel gelangen wollte, oft über Irrwege gehen musste. Nirgendwo hatte die sexuelle Perversion eine solche Hochkonjunktur wie in den kommunistischen Ländern. Zumal sie in Mitteleuropa schon eine ernstzunehmende Tradition besaß: Die einstige Österreichisch-Ungarische Monarchie war auch ein Reich der Verdrängung. Richard von Krafft-Ebings Buch *Psychopathia sexualis* (1886) war als Lektüre meines Erachtens nirgendwo so begehrt wie in Österreich, Tschechien oder auch bei uns, wo die ungarische Übersetzung seit 1894 in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts zahlreiche Auflagen erlebte. Einen Großteil der geschilderten Fälle hatte der deutsche Arzt in dieser Gegend gesammelt. Die Landkarte der Perversionen unterschied sich nur unerheblich von der geografischen Landkarte.

In eine solche Atmosphäre hineingeboren, sah ich zum ersten Mal in meinem Leben ein Foto, auf dem ein Paar beim Liebesakt abgebildet war. Zwei Schweine beim Liebesakt. Einer meiner Klassenkameraden hatte ein Bündel Fotos in die Schule mitgebracht und verkaufte sie für zwei Forint pro Stück. Das war viel Geld zu jener Zeit: dafür konnte man vier Kugeln Eis kaufen. Ich hatte nicht einmal genug, um eine zu kaufen; mein Kamerad erlaubte mir aber, eines der Fotos anzusehen. Zwei Schweine, eines auf dem Rücken des anderen. Ja, so machen es auch die Menschen, sagte er. Konsterniert betrachtete ich das Bild. Da war es, wovon ich so viel fantasiert hatte, in all seiner brutalen Rohheit. Ja, so hatte ich es mir auch vorgestellt. Das Foto hatte aber alles abgeschält, womit meine Fantasie die rohe Wirklichkeit ausgeschmückt hatte. Ich versuchte, überlegen zu wirken, kicherte mit den anderen, die einen Kreis um uns gebildet hatten, doch in Wahrheit verkrampfte sich mein Magen, und ich konnte das Bild auch kaum sehen. Das kalte Grausen hatte mich gepackt.

Kurz darauf verbrachte ich den Sommer bei meiner Großmutter in einer Kleinstadt in Ostungarn. Sie war eine Calvinistin der rigorosesten Art. Sie

kannte die ganze Bibel auswendig; wo auch immer ich das Buch aufschlug, um sie auf die Probe zu stellen, stets konnte sie an der gegebenen Stelle mit dem Text fortfahren. Etwas anderes las sie auch kaum. Allerdings gab es in ihrem Schrank ein medizinisches Buch, vielleicht aus den zwanziger oder dreißiger Jahren. Der Name des Autors ist mir leider entfallen, obwohl ich einiges darum gäbe, das Buch wieder in den Händen zu halten. Es war eine Art Familienratgeber, in dem man alles über den menschlichen Körper und die Krankheiten erfahren konnte. Wenn ich allein war, nahm ich das Buch schnell aus dem Schrank und begann, ungeduldig darin zu blättern. Natürlich suchte ich ausschließlich den Abschnitt über die Geschlechtsorgane. Doch die Fotos und Darstellungen wirkten fast so wie das Foto, das ich in der Schule gesehen hatte. Dennoch kehrte ich immer wieder zu ihnen zurück. Ich würzte meine Neugierde mit Schaudern. Und als wolle er meine wirren Empfindungen bestätigen, fügte der in Vergessenheit geratene Autor auch seine Erklärungen hinzu. Bezüglich der geschlechtlichen Lust, die ich damals schon kannte, stellte er klipp und klar fest, dass Männer anständigen Frauen gegenüber keine sexuelle Begierde empfinden und schon gar nicht Frauen gegenüber, die sie ehrlich liebten. Eine solche Begierde erwachte in ihnen nur bei »schlimmen Frauen«, die ihrer nicht würdig waren, also bei Huren.

Damals ging ich über den Satz hinweg. Und doch blieb er in mir hängen, denn er fiel mir später oft ein – wie jetzt, während ich diese Zeilen schreibe. Und als die sexuelle Begierde später immer öfter in mir erwachte, und zwar gerade bei denjenigen, in die ich verliebt war, tauchte dieser Satz immer wieder vor mir auf, wie eine unheilverkündende Warnung, ein Menetekel. Ich sehnte mich nach den Mädchen, in die ich mich verliebt hatte, ich fantasierte über sie und hatte folglich auch ein schlechtes Gewissen. Ich dachte, meine Begierden seien genauso widernatürlich wie die aller Jungen, denen es ähnlich erging. Was Mädchen beziehungsweise Frauen allgemein empfanden oder ob sie überhaupt etwas empfanden, davon stand in dem Buch nichts – jedenfalls kann ich mich nicht daran erinnern. Wohl deswegen nicht, weil der Verfasser vermutlich der Ansicht war, dass Frauen überhaupt keine sexuelle Begierde empfanden. Auf diese Feststellung stieß ich jedenfalls Jahrzehnte später in einem Buch mit dem vielversprechenden Titel *The Functions and Disorders of the Reproductive Organs in Childhood, Youth, Adult Age and Advanced Life*, das der englische Arzt William Acton 1857 geschrieben hatte. Darin las ich: »(Zum Glück für die Gesellschaft) werden die meisten Frauen von

sexuellen Empfindungen nicht allzu sehr behelligt.« Als ich das las, war ich schon erwachsen genug, um zu erkennen, wie verheerend sich solch wahn-sinnige Gedanken auswirken konnten. Man könnte natürlich sagen, ein solcher Unsinn sei es gar nicht wert, dass man sich damit befasse. Aber ganz so einfach sollte man darüber doch nicht zur Tagesordnung übergehen. Denn eigentlich sind nicht William Acton oder der unbekannte Verfasser des Buches meiner Großmutter zu verurteilen, sondern die Welt, die einem so etwas einzuhämmern versuchte – und zwar überaus erfolgreich. Die meisten Frauen im neunzehnten Jahrhundert, aber auch danach noch wollten tatsächlich glauben, dass sie keinerlei sexuelle Empfindung hätten, was unendlich viel Verdrängung und Unterdrückung nach sich zog. Und daran erkrankten unzählige Frauen (denken wir nur an Ibsens Hedda Gabler oder daran, dass Freud die Psychoanalyse vor allem anhand weiblicher Patienten erarbeitete). Und die Männer fanden sich damit ab, dass ihre von ihnen so vergötterten Frauen sie nicht begehrten, und so wandten auch sie sich allmählich von ihren geliebten Gemahlinnen ab, um die Lösung im Bordell zu suchen. Die jahrtausendealte Unterscheidung zwischen »göttlicher Liebe« und »irdischer Wollust« trug ihre Früchte.

Kommunismus und Calvinismus. Beide waren, jedenfalls was die Körperlichkeit betraf, von radikalem Reinheitswahn geprägt. Alles ausmerzen, was darin nicht »schön« ist. Dabei konnten sie sich auf die Tradition des Christentums stützen, das sich wiederum auf einen falsch verstandenen Platon berief. Das typischste Beispiel dafür bietet in meinen Augen John Keats, der 1819 in seinen Marginalien zu jenem Abschnitt von Robert Burtons *Anatomy of Melancholy*, der sich der Liebe widmete, Folgendes schrieb: »Da hat man die alte Pestbeule; die Pestilenz, die nackte Skrofel. Ich glaube, dass es für mich keine größere Schande gibt, als dass ich einer Rasse von Augen-, Nasen- und Mundwesen auf einem als Erde bezeichneten Planeten angehöre, die von Platon bis Wesley alle die ziegenhaft brünstig lüsterne Liebe mit der abstrakten Verehrung der Gottheit vermengen. Ich verstehe kein Griechisch – wird die Liebe zu Gott und die Liebe zu den Frauen im Griechischen durch ein und dasselbe Wort ausgedrückt?« Und er führt seinen Gedankengang fort: »Es scheint ein schreckliches Verhältnis« zwischen der »irdischen« und der »himmlischen« Liebe zu bestehen. Unschwer erkennt man in den Worten des armen Keats seine Verzweiflung infolge seiner Verdrängung und Unterdrückung. Er litt darunter, dass sich seine körperlichen Kontakte zu seiner

Geliebten Fanny Brawne infolge seiner Schwindsucht darin erschöpften, dass sie das Briefpapier an einer bestimmten Stelle küsste, an der er es dann auch küsste. Tage oder Wochen später. Indessen zog er sich auch eine Geschlechtskrankheit zu – natürlich nicht bei Fanny. Mit ihr, die er liebte, durfte er ja nicht zusammen sein, mit einer, die er nicht liebte, hingegen schon – die Krankheit in Kauf nehmend. Kein Wunder, dass er sein persönliches Leiden auf die ganze europäische Kultur projizierte. Übrigens nicht ganz zu Unrecht.

»Ich weiß genau, ich habe Frauen gegenüber nicht die richtige Einstellung«, schrieb Keats in einem Brief und hatte dabei vermutlich die sexuelle Begierde im Sinn, die ihn quälte. Schade, dass man ihn nicht nachträglich trösten kann: Doch, deine Einstellung zu Frauen war sehr richtig. Denn du dachtest an sie, wie »es sich nicht ziemte«. Und gerade deshalb war es schön. Denn Geschlechtskrankheit hin, Schwindsucht her, Keats' Empfindungen waren durchaus schön – auch wenn seine Begierden gründlich durcheinandergerten waren. Auch die sexuellen Begierden meiner Jugend hatten sich in einem Dickicht innerer und äußerer Verbote entfaltet, in ihrer Formlosigkeit Gestalt angenommen. Diese Verbote trennten in mir die »schönen« Begierden von der »hässlichen« Sexualität und ließen dadurch einen inneren Abgrund in mir entstehen, den ich erst mit viel Mühe zuschütten konnte. Erst nach jahrelanger Arbeit erkannte – oder besser lernte – ich, dass die vermeintlich erhabene, allem »Gemeinen« enthobene, zu etwas Göttlichem hochstilisierte »Begierde« und der »Sex« nicht voneinander zu trennen sind. Und daraus folgt, dass es Sex an sich in Wahrheit gar nicht gibt. Das, was so bezeichnet wird, ist ein entleerter Begriff ohne jede Wirklichkeit. Die Zerstörung des Mysteriums. Denn der Begriff suggeriert – und das ist eine der großen Irrlehren des Christentums –, dass der Mensch einen Körper und eine Seele habe, die voneinander getrennt sind und voneinander unabhängig, ohne einander zu stören, funktionieren könnten. Obwohl man Tag für Tag die Erfahrung macht, dass sie einander sehr wohl »stören«: Der Körper erkrankt an der Seele, die Seele leidet unter dem Körper. Denn auch der Körper ist Seele, und auch die Seele ist Körper.

»Sex« ist genauso ein destillierter Begriff wie der von der Seele abgetrennte »Körper«. Oder wie die vom Körper abgetrennte »Seele«. Auf dieser Destillation gründet ein ganzer Industriezweig: die pornografische Industrie. Sie suggeriert – mit umgekehrten Vorzeichen – dasselbe wie der Kommunismus

und der Calvinismus meiner Kindheit: dass der Körper auch für sich allein bestehen könne. Obwohl das nicht der Fall ist. Denn schon die »belangloseste« körperliche Vereinigung ist mehr als nur die Vereinigung zweier Körper. Unweigerlich tritt auch etwas anderes hinzu, das sich nicht auf den Körper reduzieren lässt und sich am offensichtlichsten darin zeigt, dass es im Augenblick der Lust, aber auch davor und danach zu einer Art Erweichung kommt. Selbst beim derbsten Geschlechtsakt. In der Lust empfindet der Mensch, und wenn nur für Sekunden, eine Art Zärtlichkeit für den anderen, die dem Gefühl der Liebe nicht fremd ist. Nicht der Körper empfindet so und auch nicht die Seele, sondern der Mensch, in dem Körper und Seele nicht voneinander zu trennen sind.

Das ist das allerschönste Gefühl. Die körperliche Lust beschert dem Menschen ein Gefühl der Unendlichkeit, das in ihm die Empfindung weckt, ganz zu sein. Indem er sich entleert, lädt er sich auf. Das ist die innigste Sehnsucht aller: alles zu sein. Sie findet ihre Erfüllung in den Augenblicken des Liebesaktes und der Lust; über den Umweg des anderen wird man ganz. Das geschieht auch in der Liebe. Und deshalb erwacht in einem im Augenblick der körperlichen Vereinigung, selbst bei einem anonymen Geschlechtsakt – und wenn auch nur für Sekunden –, ein Gefühl zum anderen, das dem der Liebe ähnelt.

Das ist der schönste Augenblick. Aber der ist schon mehr als nur »schöner Sex«.